

**Zeitschrift:** Baselbieter Heimatblätter  
**Herausgeber:** Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland  
**Band:** 19 (1954)  
**Heft:** 3-4

**Artikel:** Verschwundene Hofgüter und ihre Nachbarschaft [Fortsetzung]  
**Autor:** Weber, Heinrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-859161>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# BASELBETTER HEIMATBLÄTTER

Vierteljährliche Beilage zum Landschäftler

Nr. 3/4

19. Jahrgang

Dezember 1954

## Verschwundene Hofgüter und ihre Nachbarschaft.

Von Heinrich Weber, Waldenburg.

(Schluss.)

Der Rat fasste darauf den Beschluss: «Sollen die Waldherren und Herr Meister Schweighauser dies noch näher untersuchen, die Parteyen anhören, vergleichen oder das Befinden hinderbringen, übrigens sollen der Gemeinde Waldenburg zu erkaufung eines Schulhauses die nöthigen 430 Pfund ab dem brett bezahlet werden, doch das die gemeind die Kösten zu fernerer Einrichtung dieses Hauses und zu dessen künftiger Underhaltung über sich nemmen.»

Gegen diese noblen Gesten musste die Gemeinde sich dankbar zeigen, und sie tat es etwa folgendermassen: «Wir danken für die beiden Beiträge von Seiten des Staates und des Mitrates, des hochgeehrten Ratsherrn Bauhin speziell, an das zu kaufende Schulhaus und fassen es einmal als klarstes Zeichen der Liebe und Gerechtigkeit und dann als Bewis der landesväterlichen Huld und Vorsorge den getreuesten Untertanen gegenüber auf. Deshalb nahmen wir mit kindlichem Vertrauen, um unser Herz vor den Gn. Herren auszuschütten.» Und nun legten sie wieder ihren Standpunkt in der Weidrechtsfrage dar, wie sie nach dem Ableben der Eheleute Barbier nicht verpflichtet seien, das Weidrecht zu erneuern. Zudem habe sich die Zahl der Bürger seit der ersten Verleihung des Rechtes von 40 auf 90 erhöht und damit auch der Anspruch der Bürger auf die Gemeindeweide mehr als verdoppelt. Bauhin sei ein «wohlgesegneter Herr» und könne Güter für seine Viehweide kaufen. Was die für das Schulhaus bewilligten 430 Pfd. betreffe, so danke man für die zum besten der Jugend gemachte gottgefällige Verordnung.

Der Landvogt Handmann bekam den Auftrag, die Gemeinde aufzufordern, dem Ratsbeschluss vom 4. April 1731 nachzuleben. Er hatte aber wenig Erfolg.

Bauhin kaufte in Bennwil und Langenthal Gustkühe und wollte sie weiden lassen, wogegen sofort die Gemeinde protestierte. Auch eine Stute und ein Füllen wurden nicht angenommen.

Jetzt war aber die Geduld des Ratsherrn zu Ende. Er setzte sich hin und richtete an den Bürgermeister und die Miträte eine Beschwerde gegen die halsstarrigen Leute und begann also:<sup>11</sup> «Wer nur etwas mit unsren Landtsleuten, respective Underthanen, zu schaffen gehabt hat, wird gestehen müssen, dass bey denselben ein gewisses AXIOMA oder PRINCIPIUM eingerissen, dass, was

Sie immer gegen Herren übles oder frevels ausüben, (sie) wohl gethan zu seyn erachten, wie dan dessen ein klares Exempel an den Tag (tritt) in demjenigen Schreiben, so die Gemeinde Waldenburg an Ew. Gn. übersandt hat.» In seinen weitern Ausführungen nennt er die Waldenburger «Leuth, die wenig oder gar nichts arbeitten und nur dahin gedenken, wie Sie ehrlichen Leuten Verdruss causieren». Sie hätten ihm sogar klarmachen wollen, was er unter Gustvieh zu verstehen habe, trotzdem er es ganz gut wisse. Dessenungeachtet habe er der Gemeinde für die Armen als guter Nachbar 200 Pfd. überwiesen, aber von den respektlosen Leuten eine bezeichnende Quittung erhalten. Ueber die weitere Entwicklung des Weidstreites war nichts zu erfahren. Hoffen wir, die Gemüter mögen sich beruhigt haben, und der Ratsherr konnte sein Gustvieh auf Grund des Ratsbeschlusses vom 4. April 1731 weiden lassen, ob es nun, wie er meinte, Kühe waren, die eine Zeit lang keine Milch gaben, oder Jungvieh, das überhaupt noch keine gab, wie die «halsstarrigen Waldenburger» meinten. Das Gut blieb sowieso nicht mehr lange in Privatbesitz. Nach Bruckner gehörte es zu seiner Zeit Alt Gerichtsschreiber *Johann Balthasar Burkhard*.<sup>12</sup> Am 21. Februar 1743 berichtete Landvogt Joh. Ulrich Wagner über Hochwasserschäden an der neu korrigierten Landstrasse und auch von einigen Schäden am Gut Brestenberg gegenüber der Papiermühle. 1749 wiederholte sich das Gleiche «bey Herrn Gerichtschreibers Gut», womit ohne Zweifel der Brestenberg gemeint war.<sup>13</sup> 1744 trat als Patin des Kindes Anna Barbara Wäber, des Papiermachers Töchterchen, Frau Anna Jörin, geb. Jenni, ab Prestenberg auf, und 1748 erschien ihr Mann Gilg Jörin als Pate des kleinen Heinrich Wäber, des späteren Papierfabrikanten. Jörin war Pächter bei der Familie Burkhard, die das Gut damals noch besass.<sup>14</sup>

1758 ereignete sich ein grosser Erdrutsch oberhalb der Hofgebäude und richtete an diesen und an den Wiesen grossen Schaden an. Die Erben der Familie Burkhard verkauften 2 Jahre darauf die Liegenschaft an die Gemeinde. Vielleicht war der Erdrutsch mit ein Grund, dass dieses geschah.<sup>15</sup>

### Im Besitz der Gemeinde.

Als der Brestenberg an die *Gemeinde* übergegangen war, wurde der Hag entfernt, der das Gut vom obrigkeitlichen Hochwald geschieden hatte. Es zeigte sich, dass die dem Hag entlang gesetzten Marksteine zum Teil verschwunden, meistens aber schlecht waren, so dass man beschloss, sie zu ersetzen. In Gegenwart des Schloßschreibers, des Weibels Jörin, des Bannwärts Heinr. Tschudin, der Geschworenen Christoph Tschopp und Werner Bowé waltete das Gescheid seines Amtes. Es waren folgende Männer: «Der Ehrbar und Bescheidene Gescheidsrichter Jakob Rudin, Gescheidsmeier, Hans Joggi Heggendorf, Hanns Tschopp, der Färber, und Werner Buser, der Zoller, alle von Waldenburg, Martin Schäublin, Hans Joggi Spitteler, Hanns Schneider und Baschin Suter von Oberdorf, Joggi Regenass und Hanns Bues von Niederdorf und Heini Müller von Liedertschwil.»

Im ganzen wurden 12 Steine festgestellt und teilweise neu gesetzt, worüber ein ausführliches Protokoll Auskunft gibt. Man begann mit dem 1. Stein in Wegmachers Weid bei einem Felsen. Da dort keiner gefunden wurde, setzte man einen neuen. Von da ging es 120 Schuh bis zum 2. unter einem verfaulten rottannenen Stock, der gefunden, enthoben und durch einen neuen ersetzt wurde, von da 100 Schuh zum 3. unter einer Weisstanne, und so weiter bis zum 12., einem Doppelstein bei einem buchenen Stock. Auf eine Länge von

1743 Schuh oder etwa 580 m stiess der alte Brestenberg mit dem Hochwald zusammen. Als alles ausgesteint war, wurde es in das Schloss- und in das Gescheidsbuch eingetragen, am 7. August 1760.<sup>16</sup>

### Ende des Brestenberghofes.

Seither ist der Brestenberg aufgeteilt. Wiesen und Aecker wurden nach und nach an Private abgegeben. 1841 waren es über ein Dutzend. Den Wald aber und einen Teil der Wiesen, soweit sie gut waren, behielt die Gemeinde, und das übrige wurde Gemeindeweide. Auch der Wald wurde früher oft als Weide benützt, namentlich, wo nur Gestrüpp vorhanden war. Er hiess dann Witweide. Wit bedeutete ursprünglich Holz. Als solche Witweide haben wir uns wohl diejenige vorzustellen, um welche zwischen den Basler Ratsherren und den Waldenburgern gestritten wurde. Bis 1844 soll diese Weide von grossem und kleinem Vieh unter Aufsicht von Hirten geweidet worden sein, die auf ein Jahr gewählt wurden. Ein Teil des Brestenbergs soll Schafweide gewesen sein.<sup>17</sup>

Als im Frühling des Jahres 1817 wegen der grossen Teuerung Mangel an Lebensmitteln herrschte, wurde Land im Brestenberg und auf Kapf für vorläufig 10 Jahre an Einwohner ausgeliehen. Es durfte nach Belieben bepflanzt werden, und auf Michaelis (Ende September) war der Pachtzins zu entrichten. Säumigen Zahlern gegenüber hielt sich die Gemeinde schadlos, indem sie die Früchte behielt. Starb der Pächter vor Ablauf der 10 Jahre, so konnten die Erben das Land übernehmen. 1826 sollte alles wieder an die Gemeinde zurückfallen, die das Land nach Gutfinden verwenden, auch guten Pächtern wieder überlassen konnte.<sup>18</sup>

1820 zog der damalige Pfarrer Meyer dem Schulmeister von Waldenburg wegen nicht gehaltenen Betstunden 6 Fr. am Lohn für das Vorsingen ab. Darauf beschloss die Gemeinde, dem Lehrer als Entschädigung die gleiche Summe zu bezahlen und ihm obendrein eine halbe Jucharte Land im Brestenberg zu überlassen!<sup>19</sup>

### Vom Namen Brestenberg.

Der Name Brestenberg, oder, wie früher geschrieben wurde, Prestenberg, bedeutet nach den Sprachforschern *gebrochener Berg* und erinnert an Erdrutschungen und Bergstürze. Ein bekannterer und berühmterer Vertreter dieses Namens liegt am Nordende des Hallwilersees und ist das Schlosshotel und die Kuranstalt Brestenberg. Aber auch Namen wie Bristen, Bristenstock und Brestenegg (Amt Willisau) erinnern an dieselben unangenehmen Vorkommnisse.<sup>20</sup> In der Mundartform Bräschtebrg klingt uns der Name auch bekannt. Ob mit Recht oder Unrecht, erweckt er in uns die Vorstellung von etwas Krankem. Wer einen «Bräschte» hat, ist krank, und so denken wir beim Namen Bräschtebrg, wie wir sagen, an einen Berg mit einem «Bräschte», das heisst mit einer Krankheit oder einem Schaden. In alten Schriften ist oft die Rede von prestaftigen Häusern, Mauern und Brücken, was gleichbedeutend ist mit schadhaft, baufällig. Ob nun ein Berg «gebrochen» oder «prestaft», krank oder schadhaft ist, kommt schliesslich auf dasselbe hinaus. Wirklich hat der Brestenberg Rutschungen und Bergstürze erlebt. Ja der ganze Holznachberg ist auf der West- und Nordflanke, gebrochen und prestaft, mit Felstrümmern übersät, und mehr als einmal wurden diese den darunter vorbeiführenden Strassen gefährlich, und das Wegräumen der Steine und des Schuttes war eine für die

Waldenburger und Langenbrucker recht lästige Aufgabe, die zu den Fronleistungen gehörte. So mussten 1585 sogar drei Gemeinden einen Felsen aus der Strasse schaffen, und im nächsten Jahre war wieder einer wegzutun, und jedesmal bezahlte der Vogt den Leuten Essen und Trinken, 9 Pfd. 1 Schilling das erste und 7 Pfd. 2 Schilling das zweite Mal. 1588 gab er der «gemeind zu Waldenburg von einem Felsen und einem gryt uss der stross zu thun, 2 Pfd. und 9 Sch.» Unter «gryt» hat man einen Bergsturz zu verstehen. So heisst heute noch ein Teil der westlichen Flanke des Dielenbergs «Gritt», das vom dialektischen Verb «ryte» herkommt. Der Vogt Erasmus Wurstisen notierte am 7. Januar 1602: «ist ein stuck vom berg am Heuwenstein in weg geritten, also dass Niemandt mehr darüber fahren oder ritten kennen; ist ein Fronung von denen von Wallenburg und Langenbruck angesehen worden und solches wider verbessert; hatt man inen ein drunckh geben, dafür zalt 5 Pfd. 6 Sch.» Weiter fiel im Rechnungsjahr 1615/16 ein grosser Stein auf den Weg, so dass vier Gemeinden einen neuen Weg graben mussten. Ihnen gab der Landvogt 37 Mass Wein.<sup>21</sup>

Markus Lutz erzählt von einem grossen Erd- oder Landglitsch im Jahr 1758, der «an den Gebäuden, sowie an den nächst um dieselben befindlichen Wiesen grossen Schaden verursachte.»<sup>22</sup> Von einem weitern hören wir 1764: «Aus Befehl M. Gn. H. Häupter soll Herr Landvogt (Jakob Landis) auf Waldenburg den durch das Gerütsch auf dem Brestenberg an der Landstrasse verursachten Schaden, und das schleunigst, reparieren und Tag und Nacht daran arbeiten lassen, die sämtlichen Gemeinden Waldenburger Ambtes dazu anhalten und selbige miteinander abwexlen lassen. Wobey Burgermeister Hagenbach gestatten wolle, dass indessen die Güterwagen über dehro Matten fahren, doch dieselben möglichst menagieren (schonen) sollen.»<sup>23</sup>

Diese dringende Aufforderung zeigt, dass es sich damals um einen besonders grossen Erdrutsch handelte, durch den die alte Landstrasse verschüttet wurde, so dass das ganze Amt zur Räumung aufgeboten werden musste.

Im Jahre 1798 ereignete sich nach Mory ein weiterer am 22. März im Brestenberggebiet und verschüttete wieder die Strasse, worauf Waldenburger und Langenbrucker den Schutt wegräumen mussten. Da beschwerten sich aber die beiden Gemeinden über ungerechte Belastungen mit Strassenunterhaltsarbeiten, indem sie allein 5 Viertel Wegstunden der Strecke Basel—Langenbruck instandzuhalten hätten. Man sieht, dass der politische Wandel im Regiment und der Ruf nach Freiheit und Gleichheit sich auch hier bemerkbar machten.<sup>24</sup>

Uebrigens hatten sich schon vor der Revolution die Besitzer von Alpgütern um Waldenburg geweigert, an der Strasse zu fronen (1746). Durch Ratsbeschluss wurden sie aber gezwungen, eine Gebühr dafür zu entrichten oder nachzuweisen, dass sie von der Fron befreit waren. Der Besitzer des Holznachgutes, Andreas Burekhardt, wollte auch das nicht tun, da er kein Leibeigener sei, und wurde vom Vogt Karl Kündig betrieben (1768).<sup>25</sup>

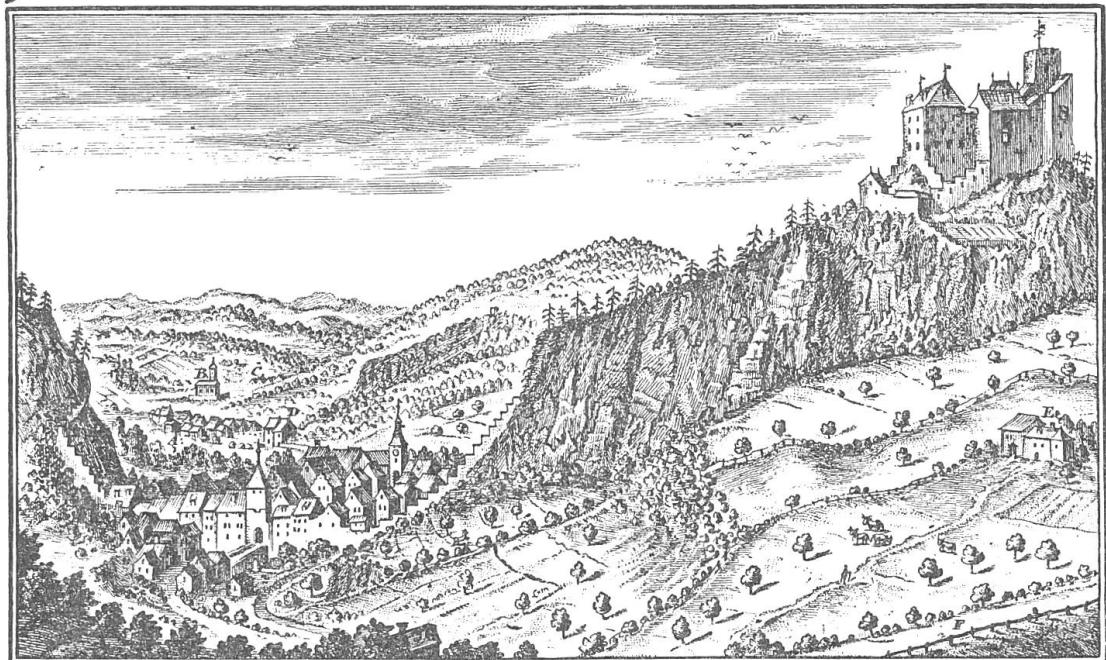
Auch die neue Strasse, welche höher am Berghang hinführt, als es die alte tat, hat schon unter der Eigenschaft des Brestenberges zu leiden gehabt. So hatte C. Spittelers Vater seinerzeit bei einer Reise nach Bern «den alten Weg unten im Bachtal neben der Papiermühle vorbei fahren» müssen, da die neue, obere «unfahrbar» gewesen war.<sup>26</sup> Seither hat sie viele, weitere, kostspielige Instandstellungs- und Sicherungsarbeiten erfordert.

Im Sommer 1905 fand ein Bergsturz vom Kapfflühli aus statt. Ganze Felsmassen gerieten ins Rollen, und gewaltige Blöcke beschädigten den Wald

ziemlich stark. Am 1. Februar 1907 «sandte die Fluh eine erneute, gewaltige Sendung Steine und Schutt zur Tiefe. Die währschaften Buchen hielten aber dem Anprall ordentlich stand und verhüteten ein Vordringen auf die nahe neue Landstrasse. Ein ziemlich grosses Loch markiert die Absturzstelle», schrieb die Basellandschaftliche Zeitung vom 5. Februar 1907.

Noch heute liegen grosse Blöcke im Walde, die von der «presthaften» Fluh stammen.

92



WALDENBURG. Schloss und Städtlein  
im Canton Basel.



WALDENBOURG. Château et petit Ville  
dans le Canton de Basle.

A. Oberdorf. B. S. Peter. C. Niderdorf. D. Bain  
haus. E. Der Brestenberg. F. Landstrasse über  
den Hauenstein.

Bild 1. Em. Büchels Stich in D. Herrlibergers «Topographie der Eydgenosschaft» Band 1,  
Zürich 1754. Rechts (E) Hof Brestenberg.

### Sankt Ulrichsfluh und anderes.

Dieses Kapfflühli, von dem schon hie und da die Rede war, hieß zu den Zeiten, als der Brestenberg noch als Alpgut bestand, St. Ruelis Flue, wie auf der schon erwähnten Zeichnung G. F. Meyers zu ersehen ist, welche den Hof Brestenberg zeigt. Bruckner nennt sie *St. Ruelins Flue*. Diese beiden Namen bedeuten St. Ulrichs Fluh, und St. Ulrich war ein Heiliger, der im 10. Jahrhundert, also vor 1000 Jahren lebte, Bischof von Augsburg war und 955 am Siege über die Ungarn auf dem Lechfeld beteiligt war. Er starb 973 und wurde schon 20 Jahre nachher heiliggesprochen. Er hatte in seinem Leben mehrmals den Obern Hauenstein überschritten, wurde im Kloster Schöntal verehrt, und in Basel stand neben dem Münster eine ihm geweihte Kirche.<sup>27</sup>

Am Holznach bei Waldenburg aber hieß im Mittelalter und bis ins 17. Jahrhundert hinein eine Gegend *Santer Ulis* oder *Sant Ruelis*. Sie befand sich zwischen der Sankt Ruelis Flue (Kapfflühli) und dem nordöstlich davon gelegenen heutigen *Gsantner-Flüeli*. Auch dieser Name hängt mit Sankt Ulrich zusammen, wenn auch nur noch *Sant* = *Sankt* darin zu erkennen ist.

Noch bis 1608 und wohl darüber hinaus zog man auf dem Schloss Waldenburg Zins von einem «Mannwerch matten zu *Santer Ulis*, zwischen dem holz und dem bronnen, stossst oben an Holznacht, unden an Werlin Buman». <sup>28</sup>

Heute steht im Wald ein Brunnen, den wohl noch dieselbe Quelle speist wie den 1608 genannten. Damals war aber dort Wiesland, *Santer Ulis* geheissen, wo heute Wald ist. Pfarrer Gauss schloss aus den Namen — im 15. Jahrhundert ist «zu sannt durvllis» geschrieben worden — dass irgendwo am Holznach eine St. Ulrichskapelle gestanden habe. <sup>29</sup> Doch sind bis jetzt keine Spuren davon gefunden worden. Aber auch die blossen Flurnamen weisen auf den Heiligen hin, der einst, fern von seinem eigentlichen Wirkungsgebiet um Augsburg herum, am Obern Hauenstein jahrhundertelang dem Namen nach in der Erinnerung lebendig blieb. <sup>30</sup>

Die beiden Felsköpfe, das Kapfflühli und der Gsantner, sind heute mit Gras und spärlich mit Bäumen und Gestrüpp bewachsen, und jeder gewährt einen prächtigen Ausblick. Vom Gsantner schaut man an die hochragenden Felswände nördlich des einsamen Gersteltälchens hinüber und in dieses selbst hinunter. Vom Kapfflühli aber schweift der Blick weiter, ins Frenkental hinunter und darüber hinaus über die umliegenden Höhen. Hinter der Ruine Waldenburg erblickt man den alten kirchlichen Mittelpunkt des Tales, die St. Peterskirche. Wir könnten gut verstehen, wenn hier oben, auf einem dieser eigenartigen Punkte, vielleicht schon in vorchristlicher Zeit, eine Kultstätte gewesen wäre, die eine christliche abgelöst hätte, befanden sich doch solche gern an hervorragenden Stellen.

### Der Spittel.

An der Strasse unten, nicht weit vom Kapfflühli, Gsantner und Santer Ulis entfernt, steht der Spittel, ungefähr in der Mitte zwischen Waldenburg und Langenbruck, «an einem Ort, da der Berg sich in eine kleine Ebene vertiefft», wie Bruckner sagt. Dort, nimmt man an, stand einmal eine richtige Kapelle, und von ihr sind heute noch Ueberreste vorhanden. Man findet sie in dem Hause nächst der Frenke. Dort sah man vor dem Jahre 1944 romanische Säulen «mit attischen Basen und Eckblatt» in den vier Ecken eines Kellers, die auch in den darüber befindlichen Wohnraum hinauf reichten. Am jetzt zugemauerten Kellerfenster unter dem gotischen, mehrteiligen Stubenfenster lesen wir die Jahrzahl 1595. Damals, nach der Reformation, wurde wohl die alte romanische Kapelle in ein Wohnhaus mit Keller umgebaut, wobei der Kellerboden etwas tiefer gelegt wurde als der alte Boden der Kapelle, so dass die Säulen erst in einer Höhe von ungefähr 1 m begannen. <sup>31</sup> Beim Umbau in den Jahren 1944 und 1945 füllte man den feuchten Keller wieder auf die Höhe der daneben liegenden Räume auf und hob zwei romanische Säulen in den Ecken um zirka 1 m in die Höhe in den neuen, Säulenhalle genannten Raum, damit sie gut sichtbar waren. Ihre Würfelkapitelle trugen einst mit vier (?) andern, nicht mehr vorhandenen, die Joche der Kreuzgewölbedecke, die beim ersten Umbau entfernt wurde. Die beiden heute noch stehenden Säulen befinden sich in den Ecken der westlichen Querwand der Säulenhalle.

Unter dem früheren Wandverputz kamen Rundbogenkonstruktionen auf der Ostseite zum Vorschein, welche in schönkantigem Quadermauerwerk ausgeführt waren. Beim Neuverputz blieben die Steine mit andern alten Bauresten in den Wänden sichtbar.

Doch kann man sich heute über die alte Form des ganzen Gebäudes nur schwer eine rechte Vorstellung machen, da bei den verschiedenen Umbauten

vieles geändert worden ist. Ausser dieser «Säulenhalle» im Süden des alten Baues findet sich im Norden, durch eine Treppe erreichbar, ein anderer Raum, der heute noch seine Kreuzgewölbedecke trägt, aber wohl aus einer späteren Zeit stammt als der südliche, von dem man annimmt, er sei die Maria Magdalenenkapelle oder ein Teil von ihr gewesen.<sup>32</sup>

Fest steht, dass eine solche bei Waldenburg war, und sie stand auch, wie wir sehen werden, mit dem Kloster Schöntal irgendwie in Beziehung; denn 1246 wurde darin eine Urkunde unterzeichnet, welche einem Streit zwischen dem Kloster und dem Ritter Burchard von Titterten, respektive seiner Tochter Ita, ein Ende setzte. Der Graf Ludwig von Froburg war selbst anwesend, und



Bild 2. Ausschnitt aus der Karte des Waldenburgeramtes von Em. Büchel in Bruckners Merkwürdigkeiten. Die Karte ist nach Süden orientiert. Höfe: Brestenberg, Spittel, drei Neunbrunnen.

die Vorsteher der beiden Klöster Schöntal und Beinwil versahen die Urkunde mit ihren Siegeln. Zugegen waren aber auch der Priester der Lauwiler Kirche, der Schultheiss Ulrich von Waldenburg mit zwei Wirten aus seinem Städtlein und andere mehr.<sup>33</sup>

Daniel Bruckner vermutete auch, «dass allhier eine Kapelle gestanden, alwo die Reisenden ihre Andacht verrichteten. Der Bruder, so dabey gewohnt, oder so mehrere gewesen, haben denen, welche dises vor Zeiten fürchterliche Gebürge bestiegen, in vielen Vorfallenheiten behülflich sein können. Nach dem Bericht unsers Basler Geschichtschreibers haben auch Nonnen allhier gesessen, welche nachwerts in das Kloster Schöntal gezogen». Bruckners Vermutung, es habe wirklich eine Kapelle bestanden, wird richtig sein. Mit dem Basler Geschichtschreiber meint er Wurstisen.<sup>34</sup> Zweifellos gab es zwischen dem Kloster Schöntal und dem Spital am Hauenstein eine Verbindung, wenn sie auch nicht in Form eines unterirdischen Ganges bestand, wie die Volkssage wissen will, sondern eher in der Art, wie Bruckner meint, dass einer oder mehrere der Klosterleute neben dem Dienst in der Kapelle den Reisenden, armen oder kranken, Hilfe leisteten. Wir hätten uns unter dem Spittel etwas wie ein Hospiz vorzustellen, wie sich heute noch das eine oder andere auf Alpenpässen

findet. Es lagen an der Strasse vom Grossen St. Bernhard bis über Basel hinaus und in den Sundgau hinein noch einige Spitäler ausser am Hauenstein.<sup>35</sup>

Noch bis ins 19. Jahrhundert hinein hiess der Weg vom Spittel nach dem Schöntal, der über den Leutschenberg führt, das Kilchgässlein, denn ihn benützten einst die Bewohner des Hofes und auch andere, wenn sie in die Klosterkirche gingen<sup>36</sup>. Dies war die äussere Verbindung zwischen Spital und Kloster. Von der innern war bereits die Rede: Insassen des Klosters versahen den Dienst im Passhospiz, dem jetzigen Spittel.

Heute ist der Hof Spittel längst kein Spital mehr, nur noch der Name erinnert an die alte Zweckbestimmung. Er ist vielmehr Jahrhunderte lang einer der Senn- oder Alphöfe gewesen zwischen Langenbruck und Waldenburg.

Seit 1943 aber gehört er der Schweizerischen Reederei AG. in Basel und mit dem nahen Neunbrunnenhof zusammen zu einer Stiftung zu Gunsten des Schiffspersonals. Während des 2. Weltkrieges hielten sich die jungen Matrosen dort auf, als die Rheinschiffahrt ruhte. Dabei erlebte der Hof seinen letzten Umbau, von dem wir bereits etwas hörten. Westlich an das alte Gebäude wurde das Verwalterhaus angeschlossen, der Bach von der Kuenisrütli her bekam ein neues Bett und fliesst heute oberhalb des Hofes in die Frenke. Eine Remise steht jetzt auf dem alten Bachbett, und der Hof erhielt eine neue Wasserversorgung<sup>37</sup>.

Im Jahre 1595, als der erste bekannte Umbau durch die Jahrzahl verewigt wurde, reiste Thomas Platter der Jüngere über den Obern Hauenstein und beschrieb nachher, was er vom Spittel gesehen hatte, so: «Demnach haben wir ein Müle und etliche Heuser angetroffen, der Spital genennet.»

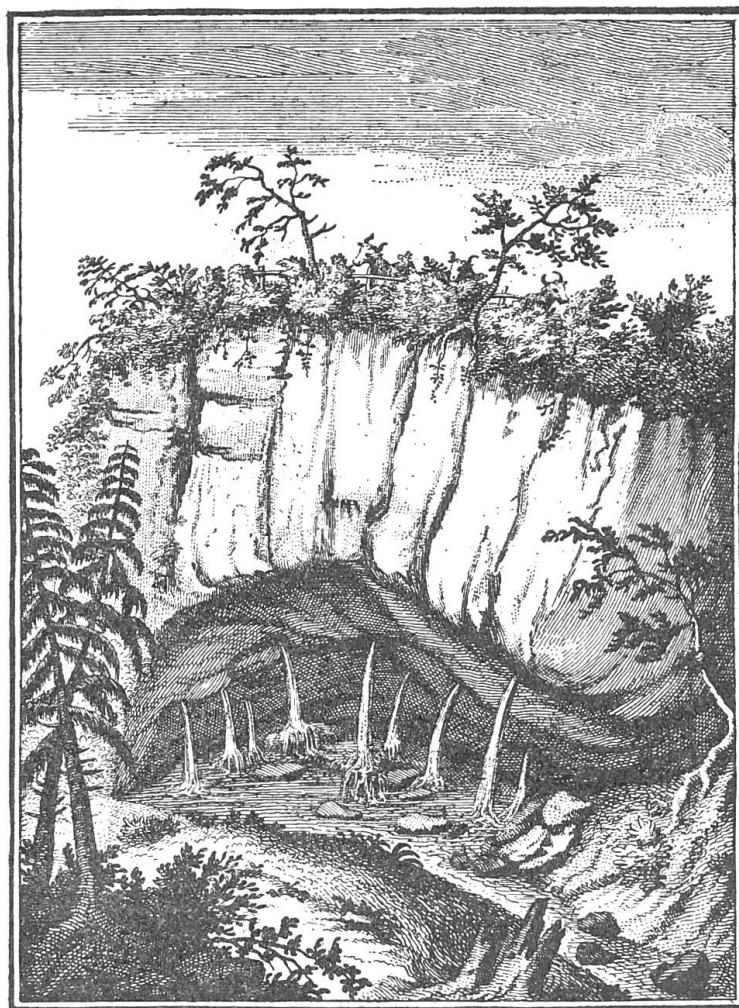
Nach diesem Bericht wäre damals auch eine Mühle mit dem Hofe verbunden gewesen, was wohl möglich war, stand er doch am Bache<sup>38</sup>. Schon früher hörte man von Land, genannt Spittellers Gut, das 1379 ein Peter Ymer von Langenbruck an Hans Richard von Waldenburg verkaufte<sup>39</sup>. 1417 wurden zwei Cuntz Müller ausdrücklich unter der Bezeichnung «vom Spital» angeführt<sup>40</sup>. Diese Familie Müller bewohnte und besass wohl auch den Hof lange. Es ist auch die Rede von einem untern Hof am Spittel, wovon 1461 die Hälfte «im Städtlein Waldenburg in Hans Ebnisz neuem Haus in seiner Stube» verkauft wurde<sup>41</sup>. Danach war der Spittelhof einmal geteilt. Auf den Entwürfen G. F. Meyers erscheinen gar 3 Höfe mit Namen Spittahl: der vordere, der mittlere und der niedere oder hintere. Der vordere war Land gegen den Leutschenberg ohne Wohngebäude, der mittlere und der niedere hatten neben Oekonomiegebäuden auch Wohnhäuser<sup>42</sup>. Der mittlere scheint an der Stelle gestanden zu haben, wo heute die Scheune zwischen Dürrenberg und Spittel steht. Heute ist nur noch der niedere bewohnt. Nach dem Spittel nannten sich bald auch Leute Spitteler, die aber nicht mehr dort, sondern in der Umgebung wohnten. Es sind uns solche bereits begegnet. Berühmt wurde der Name durch dessen grössten Träger Carl Spitteler.

Auch die Besitzer des Spittels hatten ihren Weidstreit mit der Gemeinde Langenbruck. Doch waren sie weniger im Recht als die Brestenberger. Sie hießen Onimus Vogel um 1649 und Werni Biedert sowie Joggi Jenni um 1665. Diese hatten zudem, obwohl sie «zwei Verwandte und Nachbarn waren, die unter einem Dache wohnten», unter sich selbst Streit<sup>43</sup>.

1692 verkaufte Gilg Jenni das Alpgut an das Deputatenamt in Basel<sup>44</sup>. Später besass es aber wieder Jenni, so 1792 und 1805, wo es einem Rudolf Jenni des Rats gehörte<sup>45</sup>.

1893 brannte in der Nacht vom 29. zum 30. November die grosse Scheune nieder, welche kurz vorher renoviert worden war<sup>46</sup>.

Heute ist der Hof mit dem nahen Neubrunn ein Teil einer Stiftung der Schweizer Reederei AG. in Basel, welche, wie schon ausgeführt wurde, die letzten Veränderungen vornahm.



*Bild 3. Die Neunbrunnen. Nach einem Kupferstich  
Em. Büchels in Bruckners Merkwürdigkeiten.*

### Die Neunbrunnenhöfe.

Wir haben schon von Bruckner vernommen, dass einst zwei vordere und ein hinterer Hof mit dem Namen Neunbrunn bestanden. Allerdings waren auch hier nur zwei bewohnt, der untere vordere und der hintere, während der obere vordere keine Wohngebäude aufwies. Heute existieren von diesem und vom hintern noch die Scheunen.

Im 18. Jahrhundert gehörte der hintere Neunbrunn, ein eher bescheidenes Alpgut, einem Hans Jakob Müller, der ihn 1725 der Schlüsselzunft in Basel verkaufte. Sie liess ihn durch Pächter bewirtschaften, bis sie ihn 1772 an die Brüder Jakob und Martin Jenni im Spittel verkaufte. Noch später wurde er mit dem vordern Hof vereinigt<sup>47</sup>.

Während er der Schlüsselzunft gehörte, entstanden Streitigkeiten mit der Gemeinde Waldenburg, aber nicht wegen eines Weidrechtes, sondern wegen

der Grenze. Auch mit dem Nachbar auf der andern Seite gab es aus dem gleichen Grunde Streit. 1758 kam es zu einem Vergleich zwischen der Zunft und der Gemeinde, und darüber wurde das Folgende schriftlich niedergelegt:

«Nachdem sich vor etwas Zeit zwischen E. E. Zunft zum Schlüssel in Basel, dero dass Alpgut Hinder Neunbrunnen zuständig, und der Gemeind Wallenburg wegen einem Bezirk Walldung auf dem Schellenberg ein Streitigkeit erhoben und jeder Theil der Besitzer davon zu sein vermeinte, ist dieses streitige Gelände zur Verhütung ferner Anstandes mit beidseitiger Parteyen Consens durch entsunderschriebenen Gescheidsrichter aussgeschieden und aussgesteint worden.»

Dann wurde wieder wie beim Brestenberg der Verlauf der Grenze und die Entfernung von einem Stein zum andern in «Schuh» angegeben. An einer Stelle wurde an einem Felsen ein Schlüssel und an einer andern ein Kreuz eingehauen, wo kein Stein gesetzt werden konnte.

Das geschah am 13. Herbstmonat 1758 und wurde zu wahrer Urkund und Bekräftigung in das Schlossbuch und das Gemeindebuch eingetragen und von den Gescheidsleuten unterschriftlich bestätigt<sup>48</sup>.

Mit dem Besitzer des vordern Hofes suchte man auch zu einer Einigung zu gelangen. Man verhörte Zeugen, die nicht immer gleichlautende Aussagen machten. Da dieser Nachbar Isaak Hagenbach Bürgermeister wurde, legte man den Streit still zu seinen Gunsten im Jahre 1762 bei<sup>49</sup>.

### Warum verschwanden diese Höfe?

Wir haben bis jetzt gesehen, dass drei ehemalige Sennhöfe: Brestenberg, mittlerer Spittel und hinterer Neunbrunn heute nicht mehr bewohnt sind, während sie es im 17. und bis ins 18. Jahrhundert hinein noch gewesen sind. Bei allen sind die Wohnhäuser verschwunden. Man nennt solche Veränderungen Wüstungen. Geht man den Gründen nach, die zum Abbruch der Wohngebäude führten, so kann man beim Brestenberg Gefährdung durch Bergstürze und Rutschungen annehmen, bei den beiden andern Vereinigung mit andern Gütern<sup>50</sup>. Schliesslich mag beim Brestenberg auch der Uebergang in den Besitz der Gemeinde in gleichem Sinne mitgewirkt haben.

### Stadt und Land als Nachbarn.

Die alten Besitzer der Höfe waren entweder Land- oder «Herrenleute». Diese stammten aus der Stadt; auch die Schlüsselzunft war städtisch. Das Verhältnis dieser Kategorie von Besitzern zu ihrem Nachbarn, den Untertanen, war nicht immer erfreulich, wie zur Genüge gezeigt wurde. Besser war es, wenn die Besitzer Landleute wie ihre Nachbarn waren. Wir müssen bedenken, dass es für die von allerlei Lasten bedrückten und geplagten Untertanen nicht immer leicht war, standesbewusste Vertreter des Rates und der Gnädigen Herren zu Nachbarn zu haben, und man hat wohl hie und da im Volk wirklich die Auffassung gehabt, wie sich der Ratsherr Bauhin ausdrückte, was man Uebles oder Freyles gegen die Herren verübe, sei wohlgetan. So kam es zu Weidrechts- und Grenzstreitigkeiten und dergleichen, wobei die Untertanen sich halsstarrig auf ihr bisschen Recht stützten, das sie besassen, und die «Herren» fürchteten, durch die Bauernschlauheit hintergangen zu werden. Der eine oder andere war auch gar standesbewusst, wie der Besitzer des Holznachgutes Burckhardt, der keine Frongebühr bezahlen wollte, da er kein Leib eigener war. Da war der frühere Eigentümer, Pfarrer Muosbach, Prediger göttlichen Wortes zu Barfüssern und am Spital zu Basel, in jeder Hinsicht

verständiger und liberaler, wie es sich übrigens für einen Pfarrer schickte. Um von Anfang an jeden Grenzstreit zu vermeiden, liess er über sein Gut durch Georg Friedrich Meyer einen «Riss», das heisst Plan, anfertigen, und dann lud er die Nachbarn im Schöntal und im Wald mit den Waldenburgern ein. «Im Beisein aller Mitanstösser und Interessenten, mit ihrem Einverständnis und zu ihrer Zufriedenheit» wurden durch das Gescheid von Waldenburg auf allen Seiten Steine gesetzt. Ein Stück Wald aber, das die Gemeinde Waldenburg für sich beanspruchte, weil es gegen die Landstrasse abfiel, wurde ihr zugesprochen, soweit das darauf wachsende Holz nicht auf den Holznach gebracht werden konnte<sup>51</sup>. Das geschah im Jahre 1686 unter Hans Conrad Wieland, Obervogt.

### Vom Namen Holznach

darf vielleicht auch noch etwas gesagt werden. Neben dieser Form findet sich schon seit Jahrhunderten die Form *Holznacht*, die heute die offizielle, allgemein übliche ist, trotzdem sie in mehr als einer Hinsicht täuscht. Die älteste Form, auf welche man in solchen Fällen zurückgehen muss, zeigt eine Urkunde des Klosters Schöntal, worin es heisst, die Klosterleute sollten von weitern Abgaben frei sein und in Frieden gelassen werden «in dem Gebiet zwischen Langenbruck und dem Orte, wo früher ein Markt (forum) errichtet worden war, neben dem Berg, der gewöhnlich *Alcenacho* genannt wird»<sup>52</sup>. Aus *Alcenach(o)* wurde durch Volksetymologie *Holznach* und sogar *Holznacht*, was natürlich ein Unsinn ist; aber in der Sprache wie anderswo siegt oft das Falsche über das Richtige und wird zur gültigen Regel. Eine Holznacht gibt es in Wirklichkeit nicht; da hat der Name Küssnacht schon eher einen Sinn. Nach K. Gauss bezeichnet *alce* den Elch und ist die alte Form dafür, und *acho* oder *ach* findet sich auch in Sissach, Munzach, Sörzach und anderen. Es geht auf keltisch-römisches *-acus* zurück, das etwa Gut oder Gebiet bedeutet hat. So würde sich unsere Holznacht als Gebiet entpuppen, in dem einst der Elch hauste. Namen wie Elchenbach und Elchengrund sind auch für Oberwil und Ettingen bezeugt. Dass aus *alce* mit der Zeit *Holz* und aus *Nach(o)* *Nacht* wurde, ist schliesslich begreiflich, da man an dem Berg später keine Elche, wohl aber Holz fand. Das *nach* blieb länger erhalten, bis es schliesslich doch zu Nacht wurde, das immerhin deutsch klang<sup>53</sup>.

### Alter Markt, Königsbrunnen und Römerstrasse.

Aber es soll ja auch einmal in der Nachbarschaft dieser Sennhöfe ein Markt errichtet worden sein, «neben dem Berg, der gewöhnlich *Alcenacho* genannt wird». Er gehörte schon zur Gründungszeit des Klosters Schöntal der Vergangenheit an, im 12. Jahrhundert also, und 5 oder 6 Jahrhunderte später kümmerte man sich wohl nicht sehr darum. Wir aber fragen uns, wo er wohl lag, und denken natürlich, an der Strasse. Weiter müssen wir uns vorstellen, dass schon früh ein ordentlicher Verkehr auf der Strasse geherrscht haben muss, sonst hätte man keinen Marktplatz für notwendig erachtet. Ob er beim Spittel lag oder weiter nördlich irgendwo neben dem Berg, der gewöhnlich *Alzenach* heiss, das können wir nicht genau entscheiden. Es ist auch nicht wichtig. Die Parallele mit dem Liestaler Altmarkt ist aber interessant. Wie dort weiter unten Liestal entstand, so gab es später unterhalb des alten Marktes am Holznachberg das Städtlein Waldenburg.

Noch anderes befand sich einst in der Nähe der Alp- oder Sennhöfe, wovon

deren Besitzer wohl keine Ahnung gehabt haben. Der Königsbrunnen gehört dazu, der als Punkt an der Nordgrenze des Schöntaler Klostergebietes genannt wird. Er stand dort neben der Strasse, und von dort ging die Grenze weiter durch den Kalchhofengraben, in dem ein Bächlein floss, das sich heute beim Spittel in die Frenke ergiesst. Also wäre der Königsbrunnen bei diesem Hofe zu suchen. G. F. Meyer setzt ihn an die Stelle, wo sich der Langenbrucker und der Waldenburger Bann an der alten Strasse treffen, nördlich des Spittels<sup>51</sup>. Dort ist heute aber kein Brunnen mehr, und die Oertlichkeit stimmt auch nicht gut mit der in der Urkunde bezeichneten überein.

Dann gehörte auch die Strasse zur Nachbarschaft der Höfe. Die Besitzer und die Lehensleute benützten sie. Doch werden sie sich die Köpfe über deren Geschichte wohl nicht zerbrochen haben. Sie waren froh, wenn sie an ihren Unterhalt nicht viel leisten mussten. Noch 1889 sagt Mory, soviel ihm bekannt sei, wisse man in Waldenburg und Langenbruck nichts von Spuren einer Römerstrasse. Heute ist es allerdings anders. Jedermann kennt solche und weiss auch etwas von der Geschichte der Römerstrasse, die durch dieses Gebiet führte<sup>55</sup>.

### Schluss.

Wenn dieses alles angeführt wurde, wenn auch die Namen von Heiligen unter den Nachbarn der alten Sennhöfe auftauchten, so geschah es, um zu zeigen, wie neben nahen auch weltweite Ereignisse in die kleine und enge Welt hinein reichten und spielten, und wie Namen grosser Menschengestalten neben viel bescheideneren bestanden, bestehen blieben und heute noch zu uns reden können.

Die Höfe aber bildeten einst jeder ein kleines Reich für sich, und ihre Bewohner erfüllten die Räume und die Umgebung mit Leben, sie waren Menschen mit Tugenden und Fehlern, mit Freuden und Sorgen, mit Hoffnungen und Enttäuschungen, sie liebten und hassten und kamen und gingen. Die einen bebauten den oft kärglich spendenden Boden mit mehr oder weniger Fleiss und Geschick. Die andern betrachteten ihn als willkommene Gelegenheit, ihr Vermögen darin anzulegen. Dass aber oft keine glänzenden Geschäfte gemacht werden konnten und die Hoffnungen sich nicht erfüllten, zeigen der häufige Wechsel der Besitzer, zum Beispiel beim Brestenberg, und das schliessliche Verschwinden.

Heute sind die Wohnstätten abgebrochen, und ihre Geschichte lehrt uns die Vergänglichkeit und den ewigen Wechsel der menschlichen Einrichtungen im Kleinen wie im Grossen. Aber sie redet immerhin zu uns, und wenn durch ihre Darstellung die Vergangenheit vor dem Vergessenwerden bewahrt wird, ist der Zweck der Zeilen erfüllt.

### Anmerkungen.

<sup>11</sup> St. A. L. Lade 41. G 5.

<sup>12</sup> Bruckner. Merkwürdigkeiten S. 1489.

<sup>13</sup> St. A. L. Landkoll. Lade 200, 12.

<sup>14</sup> St. A. L. Kirchenbücher. Gem. Waldenburg Taufbuch von 1736 an.

<sup>15</sup> St. A. L. Lade 39. Bd. 343 S. 39. M. Lutz Neue Merkw. Bd. 2 S. 109.

<sup>16</sup> Siehe Anmerkung 13. St. A. L. 39/343 S. 39.

<sup>17</sup> Heimatkunde von Waldenburg. S. 556. Kantonsbibliothek Liestal.

<sup>18</sup> Gemeindebuch S. 224.

<sup>19</sup> Gemeindebeschluss vom 17. Dez. 1820.

<sup>20</sup> Zum Namen: R. Bosch, Die Burgen und Schlösser des Kantons Aargau: „Der Name hat nichts mit Gebresten zu tun, sondern bedeutet «gebrochener Berg».

Paul Oettli. Deutschschweizer Ortsnamen. S. 47.

- <sup>21</sup> Vogtrechnungen, vgl. Burckhardt-Bidermann. Die Strasse über den O. Hauenstein. Basler Zeitschr. für Gesch. u. Altertumskde. Bd. 1 S. 49.
- <sup>22</sup> M. Lutz. Neue Merkwürdigkeiten Bd. 2. S. 109.
- <sup>23</sup> St. A. L. 39/308 Schlossprotokoll Amt. Waldenbg. unter 5. Februar 1764.
- <sup>24</sup> Mory. Heimatkunde. S. 599 und Der obere Hauenstein (Von Jura zum Schwarzwald) Bd. 6. S. 10.
- <sup>25</sup> St. A. L. Lade 41 J 1, 2. Holznach.
- <sup>26</sup> C. Spitteler. Meine frühesten Erlebnisse: Ueber den Berg.
- <sup>27</sup> Von St. Ulrich handeln Hans Hümmer, Herden und Heilige, Bonn a. Rhein Bd. 2 und K. Gauss: Geschichte der Landsch. Basel. Bd. 1. S. 154 f und 169/70.
- <sup>28</sup> St. A. L. Lade 40. A. Nr. 2 Seite 15 Berain des Schlosses W.
- <sup>29</sup> K. Gauss a. a. O. S. 155.
- <sup>30</sup> Dr. Andreas Thommen nimmt in seiner Broschüre: die St. Georgskapelle in Waldenburg. (Separat. aus dem Landschäftler 1949) an, die Georgskapelle habe zuerst den Namen des hl. Ulrich getragen. Sie sei im 7. oder 8. Jhdrt. erbaut worden. Diese Annahme ist unrichtig, da Bischof Ulrich 993 heiliggesprochen wurde. Eine im 7. oder 8. Jahrh. gebaute Kapelle hätte den Namen nicht nach einem Heiligen des 10. Jahrh. bekommen können.
- <sup>31</sup> Gesch. der Landsch. Basel. Bd. 1, S. 167, 169 und 172.  
Bolliger. Führer durch die Geschichts- und Kunstdenkm. Basellaads S. 81.
- <sup>32</sup> Freundliche Mitteilung der Stiftung zu Gunsten des Schiffahrtspersonals der Reederei AG., Basel.
- <sup>33</sup> Boos, Urk.buch der Landsch. Basel. Nr. 55, wo es heisst: Actum apud Waldenburk in capella beate Marie Magdalene.
- <sup>34</sup> Wurstisen. Basler Chronik Bd. 1. S. 30.
- <sup>35</sup> Zeitschrift für Schweizerische Geschichte. 21. Jahrg. 1941 Nr. 1. S. 19.
- <sup>36</sup> Langenbruck als Kur- und Erholungsort. Basel 1839. S. 35.
- <sup>37</sup> wie oben Anmerkung Nr. 30.
- <sup>38</sup> Basler Jahrb. 1879. S. 16.
- <sup>39</sup> Boos, Urkundenb. der Landsch. Basel Nr. 435.
- <sup>40</sup> Boos, Urkundenb. der Landsch. Basel Nr. 602, S. 704. Zeile 20 f.
- <sup>41</sup> Boos, Urkundenb. der Landsch. Basel Nr. 325.
- <sup>42</sup> St. A. L. Fol. II 188. Auf Blatt 448 steht an der Stelle des mittleren Spittels nur «Scheuer» zwischen Spittel und Dürrenberg.
- <sup>43</sup> St. A. L. Lade 45. J.1 und 2.
- <sup>44</sup> Archiv der Bez.schreiberei Waldenburg, Kaufbriefe.
- <sup>45</sup> M. Lutz. Neue Merkw. Bd. 2.
- <sup>46</sup> Waldenburger Bez.blatt vom 2. Dez. 1893.
- <sup>47</sup> und <sup>49</sup> P. Koelner. Die Schlüsselzunft als Gutsherrin. Nat. Zeitung. Sonntagsbeilage vom 3. Juni 1951.
- <sup>48</sup> Gemeindebuch Waldenburg S. 189 und St. A. L. Lade 39. Bd. 343 Schlossprotokolle Waldenburger Amt. Der eingehauene Schlüssel ist noch zu sehen.
- <sup>50</sup> Dr. P. Suter. Beiträge zur Landschaftskunde des Ergolzgebietes. S. 198. Das dort erwähnte «heutige Höflein» ist nicht als neuer Brestenberg anzusehen.
- <sup>51</sup> Gemeindebuch Waldenburg.
- <sup>52</sup> Boos, Urk.buch Nr. 18.
- <sup>53</sup> Gesch. der Landsch. Basel. Bd. I S. 4 und 67/68.
- <sup>54</sup> Boos, Urk.buch. Nachtrag Nr. 17. S. 1126. Zeile 8 f. St. A. L. Meyersche Entwürfe Fol. II. 448, 489 und 490.
- <sup>55</sup> Vom obern Hauenstein. Vom Jura zum Schwarzwald. Bd. 6. S. 3.

## Einer der letzten Schweizersöldner.

Von *Daniel Eglin*, Seminar Schiers.

### I.

Ein schwüler Sommertag des Jahres 1856 neigt sich zu Ende. Ein seltsames Trüpplein von vier Mann tritt aus dem Halbdunkel einiger Pinien in die letzten Strahlen der versinkenden Sonne. Jetzt sieht man sie besser! Die vier Männer tragen eine Bahre, auf der ein zugedeckter Mensch liegt. Sie steuern auf ein Haus zu, langsam und schwerfällig. Da erhebt sich der Kranke auf der Bahre, starrt in die Sonnenglut: «Oh, seht, das Meer brennt, glüht... nein,